



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brix, T.: Staatshilfe oder Selbsthilfe?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Staatshilfe oder Selbsthilfe?

Don T. Briq (in Berlin)



Der Gedanke der Staatshilfe hat sich in solcher Weise entwickelt, daß dadurch auch wohl bei manchen, die zu Anfange diesem Gedanken zustimmten, Besorgnis erregt werden mag, wenn sie ernsthafteste Politiker sind, die gewissenhaft erwägen, welche Mittel uns zur Abstellung menschlicher Leiden und zur Erfüllung menschlicher Wünsche zu Gebote stehen. Denn so berechtigt an und für sich der Wunsch ist, jede Not und jedes Elend von dem Menschen fernzuhalten, so will doch bedacht sein, daß der Begriff der Not sehr dehnbar ist, und daß er neuerdings weiter ausgedehnt wird, als zulässig ist. Im großen und ganzen ist das schärfere Empfinden aller Übelstände in der Neuzeit nicht einem tatsächlichen Zunehmen dieser Übel, sondern einer gesteigerten Empfindlichkeit des Menschen zuzuschreiben. Und dieses Zunehmen der Empfindlichkeit wieder ist zum guten Teil die Folge davon, daß man in der Neuzeit besser gelernt hat, und daß die Möglichkeit in höherm Maße gegeben ist, dem Leide zu wehren. Der Appetit kommt mit dem Essen.

Damit soll dem Streben nach Besserung die Berechtigung nicht abgesprochen werden. Es soll auch zugegeben werden, daß schärferes Empfinden der Übel in dem Menschen eine Kraft zu wecken vermag, diese Übel zu bekämpfen und sich ihnen zu entziehen. Sowohl in dem Einzelnen als in der ganzen Gesellschaft kann in solcher Weise die Fähigkeit zur Erklämpfung besserer Daseinsbedingungen erhöht werden. Auch gehört es unstreitig zu den schönsten Seiten der menschlichen Natur, wenn die Leiden anderer mitempfunden werden und man ihnen emporzuhelfen sucht. Nur muß dieses Mitgefühl auch in rechter Weise wirken. Nicht die äußere Lage des Mitmenschen allein, auch sein ganzes geistiges Sein muß zum Gegenstande der Fürsorge gemacht werden, und hierauf muß sich die Einwirkung erstrecken. Mit dem Bewußtsein, daß es besser sein sollte, muß auch die Kraft, die nach außen hin wirkt und Besserung erzwingt, in dem Einzelnen geweckt werden. Wenn aber eine Fülle neuer Bedürfnisse in dem Einzelnen erzeugt und zugleich die Verpflichtung zu ihrer Befriedigung andern auferlegt wird, so ist das nicht der Weg zur Besserung. Unverständiges Wohlwollen richtet auf staatlichem Gebiet ebenso gut Unheil an als auf privatem.

In der That wurde durch Gewährung von Staatshilfe ursprünglich nicht bezweckt, Wohlthaten zu spenden, sondern sie entbehrlich zu machen. Die Staatshilfe sollte erzieherisch wirken. In den obern Ständen wollte man ein höheres Pflichtgefühl wecken; gleichzeitig aber sollten sich auch die untern Stände ihrer Pflichten gegen die Gesamtheit besser bewußt werden und die Kraft zur Selbsthilfe gewinnen. Setzt dagegen sehen wir die Vorstellungen von Rechten, die nicht verwirklicht werden können, üppig empor-schießen, während man sich um unabweisbare Pflichten herumzudrücken sucht. In einer Zeit wachsender Genußsucht, die keine Mittel zu ihrer Befriedigung findet, hat sich die Selbstsucht des Gedankens von dem Rechte des Schwachen auf die Hilfe des Starken bemächtigt. Man hört aus dieser Mahnung lieber heraus, daß man selbst der Hilfe bedürftig sei, als daß man sie andern zu bringen habe. Die Schwierigkeiten für die Feststellung dieser Aufgabe liegen eben in der Bestimmung, wer die wirtschaftlich Starken und wer die Schwachen seien. Ist diese Benennung nur ein anderer Ausdruck für den Unterschied zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, so könnte diese Bestimmung ja leicht erscheinen. Heute aber klingt eine andre Mahnung an unser Ohr. Wir sollen dem Besitzenden helfen, damit er nicht zum Besitzlosen werde; denn wenn das geschehe, so befinde er sich in noch traurigerer Lage als der Besitzlose, und seine Unzufriedenheit sei auch noch mehr zu fürchten.

Diese Darstellung ist nicht ganz unrichtig, aber eben daraus geht auch hervor, daß den Wirkungen der Staatshilfe viel engere Grenzen gezogen sind, als sich die Vertreter dieser Anschauungen klarmachen. Nicht die äußere Lage, nicht die Höhe des Einkommens ist entscheidend dafür, ob sich jemand in seiner Lage wohl befindet und zufrieden fühlt, sondern seine eigne Geistesart, seine Anpassungsfähigkeit an äußere Verhältnisse, seine Lebensgewohnheiten und die durch die Erziehung in ihm geweckten Anschauungen. Der Arbeiter ist nicht unbedingt und unter allen Umständen der Schwächste im wirtschaftlichen Leben. Durch das Sinken des Unternehmergewinns und das Steigen des Arbeitslohns hat sich das Machtverhältnis und haben sich die Unterschiede der wirtschaftlichen Lage zwischen Arbeitgeber und Arbeiter zu Gunsten des Arbeiters verschoben. Und wenn der Arbeiter dies Verhältnis in verständiger Weise auszunutzen versteht, so sind für ihn seine größere Genügsamkeit und sein niedrigerer Bildungsgrad Vorteile im wirtschaftlichen Kampf; das Verhältnis zwischen Einkommen und Verbrauch stellt sich für ihn günstiger als für den Angehörigen der bessern Stände. Mancher Arbeiter, der von sozialistischen Vorstellungen nicht angekränkt ist, fühlt sich zufrieden bei einem Einkommen, geringer als das, das dem weltunzufriedenen Angehörigen der höhern Stände Anlaß giebt, über die Ungerechtigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung nachzudenken. Der im Wohlstand erzogene Mensch empfindet die Einschränkungen seiner Lebensweise, zu denen er sich durch irgend welche widrigen Umstände ge-

zwungen sieht, viel härter als der Arme die gewohnten Entbehrungen. Der Schmerz und Unmut des Gebildeten, der für seine Kräfte keine entsprechende Verwendung findet, mag wohl größer sein als der des zeitweilig beschäftigungslosen Arbeiters.

Aber was folgt daraus? Die „Not“ des Mittelstandes ist in Wahrheit die Unmöglichkeit der Befriedigung höherer Lebensansprüche, solcher Ansprüche, die auch der bestgestellte Arbeiter nicht erheben kann und darf, die Unmöglichkeit der Festhaltung von Standesbegriffen und einer Lebenshaltung, die immer nur das Vorrecht einer beschränkten Zahl sein können. Und dies Vorrecht wird um so schwerer zu behaupten, je mehr die Zahl derer zunimmt, die darnach Verlangen tragen, die es sich zu erkämpfen und zu bewahren streben. Daraus geht denn hervor, daß die mit der Forderung der „Mittelstandsrettung“ dem Staat gestellte Aufgabe viel weiter geht und die Kräfte des Staates viel mehr übersteigt, als die bisher von ihm verlangte soziale Fürsorge. Aber nicht allein, daß zu ihrer Erledigung die Mittel fehlen; sie steht auch zu der sozialen Fürsorge im geraden Gegensatz. Denn während diese Fürsorge so gedacht war, daß die bessergestellten Bevölkerungsklassen dem Arbeiterstande emporhelfen sollten, so wird nun für die Bessergestellten eine Hilfe begehrt, die schließlich doch nur auf Kosten der Arbeiter geleistet werden kann.

Und selbst wenn sich diese Bedenken beseitigen ließen, wie will man denn nach unten hin die Volksschicht abgrenzen, der diese Hilfe zu teil werden soll? Der Mittelstand ist nicht eine abgeschlossene Kaste, zu der sich die Zugehörigkeit durch irgend welche Merkmale bestimmen ließe. Wenn es der Arbeiter ermöglicht, wenn nicht sich selbst, so doch seine Kinder auf die Stufe des Mittelstandes emporzubringen, wer will ihm das verwehren? Andererseits aber würde es eine Förderung jenes für unsre Zeit eigentümlichen ungefunden Dranges nach oben bedeuten, wenn man alle, die zum Mittelstande zu gehören beanspruchen, schützen wollte in vermeintlichen Rechten, sie durch Staatshilfe bewahren vor dem Hinabsinken zum Proletariat oder — je nachdem — ihnen zu höherer Lebensstellung den Weg bahnen. Je mehr sich in der Neuzeit die Vorstellung, daß körperliche Arbeit und das Einnehmen einer dienenden Stellung entehrend sei, verbreitet hat, desto mehr mußte sich dadurch die wirtschaftliche Lage des einfachen Arbeiters im Verhältnis zu der des Mittelstandes bessern. Die Gehalte der jungen Leute beider Geschlechter aus den bessern Ständen sind häufig darauf berechnet, daß sie Zuschüsse vom Elternhause empfangen, während das Kind des Arbeiters früh auf eignen Füßen steht. Und dabei müssen jene oft Demütigungen aller Art hinnehmen, während der Diensthote meistens schon durch die lebhaftere Nachfrage nach seiner Arbeitskraft gegen eine rücksichtslose Behandlung geschützt ist und oft seine durch die Unentbehrlichkeit seiner Dienste ihm gesicherte Überlegenheit der Herrschaft fühlbar macht. Es ist zuzugeben, daß es unter den heutigen Ver-

hältnissen eine harte Zumutung an den gebildeten jungen Mann oder das gebildete junge Mädchen wäre, eine dienende Stellung einzunehmen. Aber daß eine Trennung der Stände so weit eingetreten ist, daß sich Standesvorurteile eingebürgert haben, ist eben eine verkehrte Zeitrichtung. Und diese Anschauungen wirken, genau wie das Streben nach Erhöhung der Genüsse und die Unwirtschaftlichkeit in der Verwendung des Einkommens, ansteckend auf die untern Volksschichten, deren Bildungsstandpunkt das Abwenden von der gröbern Arbeit noch weniger berechtigt erscheinen läßt. Besonders beim weiblichen Geschlecht macht sich diese ansteckende Kraft der Standesvorurteile bemerkbar.

Es ist der Irrtum, der allen „Utopien“ zu Grunde lag, daß wir in einer Welt lebten, wo, wenn man es nur richtig anzufangen und die Gesetzgebung diesem Zweck dienstbar zu machen verstünde, ein sorgenfreies Dasein, Wohlleben und Genuß für alle zu erlangen wäre. Die Anklagen, die in dem so oft gehörten: „Es sollte oder es müßte so und so sein“ liegen, gehören in Wahrheit vor einen viel höhern Richterstuhl als die staatliche Gewalt, deren Fähigkeiten die so gestellten Forderungen weit übersteigen. Aber auch viele, die an eine waltende Vorsehung im Sinne des Christentums nicht glauben, tragen doch in sich ein lebhaftes Bewußtsein von einer hohen Würde des Menschen, kraft deren er Anspruch habe auf eine entsprechende äußere Lebensstellung. Gutmütige Schwärmer, die aus ihrem Füllhorn von Gaben die ganze Menschheit glücken zu können, stimmen in die Klagen über die Unhaltbarkeit und Trostlosigkeit unsrer Zustände, in den Ruf der Interessenpolitiker nach gründlichen „Reformen“ mit ein, ohne zu bedenken, daß sie der Selbstsucht anstatt der Menschenliebe den Weg bahnen. Diesen unklaren, schwärmerischen Vorstellungen gegenüber thut Berufung auf einfache Wahrheiten not. Unsere Vorstellung von dem, was sein sollte, ist nicht ein Zauber, der uns die Schätze der Erde vollkommener erschließen, die Mittel zur Befriedigung unsrer Wünsche besser verschaffen kann. Nirgends bietet sich uns ein Anhalt dafür, daß ein Recht auf Wohlergehen der Menschheit verbrieft sei. In dem Maße, wie der Mensch die Natur zu beherrschen und ihr Schätze abzugewinnen gelernt hat, hat er sich aus der Bedürftigkeit emporgerungen und seine Lage verbessert. Auch sind die wichtigsten Fortschritte, durch die die Lage der Menschen am wirksamsten verbessert worden ist, nicht durch Wohlwollen für die Mitmenschen oder durch ein ideales Streben nach allgemeiner Glückseligkeit bewirkt worden, sondern durch Kräfte andrer Art, die nicht bewußt auf dieses Ziel hinstrebten. Menschliche Thakraft, menschlicher Erfindungsgeist und Wissensdurst haben die bedeutendsten und in ihren Folgen wohlthätigsten Fortschritte herbeigeführt. Wider ihren Willen ist sogar die vielgeschmähte Gewinnsucht in den Dienst der Menschheit gezwungen worden.

Und wie auch das Wohlwollen in der Neuzeit erstarrt sein mag, seinen Wirkungen sind doch viel engere Grenzen gezogen, als viele unsrer heutigen

Gesellschaftsretter zugeben wollen. Der Mensch hat nicht allein mit der Natur, er hat auch mit seinesgleichen einen beständigen Kampf zu führen. In den Kämpfen der Völker unter einander, auch wenn wir dabei nur an wirtschaftliche Kämpfe denken, ist die Selbstsucht stärker als die Liebe. Und es steht nicht bei uns, die Waffen zu bestimmen, die hierbei gebraucht werden, mit denen auch wir uns wehren müssen. Wir haben nicht die Macht, unsern Grundfägen von sozialer Gerechtigkeit und von einem dem Menschen zukommenden geringsten Maße der Lebenshaltung allgemeine Geltung zu verschaffen. Erst vor kurzem ist die Kulturwelt erinnert worden an die Gefahr, die ihr von einer Menschenrasse mit niedriger Lebenshaltung droht.

Aber auch zwischen den Einzelnen, zwischen Mann und Mann werden wir den wirtschaftlichen Kampf nicht ganz beseitigen können, mögen sich auch seine Härten mildern lassen. Wir werden es nicht dahin bringen, im großen und ganzen anstatt der Gewinnsucht das Wohlwollen zur Triebfeder der wirtschaftlichen Unternehmungen zu machen; wir werden es nicht dahin bringen, daß der Mensch mit derselben Freudigkeit für andre schafft, wie für sich selbst, es sei denn, daß ihn sein eignes Interesse auf die Vereinigung mit andern hinwiese und er dadurch zu Aufgaben befähigt würde, für die die Kraft des Einzelnen nicht ausreicht. Wir können es auch nicht ändern, daß durchweg menschliche Dienstleistungen irgend welcher Art darnach beurteilt und belohnt werden, welchen Wert sie für den haben, der diese Leistungen empfängt. Mit andern Worten: was der Arbeitende auf irgend einem Gebiete von dem Wohlwollen anderer, von ihrer Rücksicht auf seine Lage zu erwarten hat, das bleibt immer untergeordnet und minderwertig im Verhältnis zu dem, was er durch den eignen Wert seiner Arbeit zu erzwingen vermag. Darum müssen wir suchen, die Widerstandskraft gegen Übervorteilung und ungünstige Lage in den Arbeitenden selbst hineinzulegen.

So können wir denn auch die Unterschiede der äußern Lage, die durch das Verhalten der Einzelnen entstehen, nicht beseitigen. Wir können dem nicht emporhelfen, dessen Leichtsinn und Unwirtschaftlichkeit die Wirkung jeder wohlwollenden Fürsorge für ihn verdirbt. Eine Gesellschaftsordnung, die dem Unwürdigen, dem Leichtsinnigen, dem Verschwender das Recht zuspräche, ohne eigne Anstrengung durch fremde Hilfe auf dieselbe Stufe emporgehoben zu werden, worauf der Thatkräftige und Strebsame steht, wäre nicht gerecht, sondern im höchsten Grade ungerecht und dazu unverständlich, denn es würde ihr jedes Mittel fehlen, wirtschaftliche Tugenden zu wecken und zu pflegen, ja sie würde geradezu eine Aufmunterung zu wirtschaftlicher Untüchtigkeit bedeuten.

Solche Erwägungen sind für die Vertreter des Sozialismus nicht vorhanden. Es ist aber bemerkenswert, wie sehr sich unsre heutigen Gesellschaftsretter in diesem Punkte sozialistischen Vorstellungen nähern. Wirtschaftliche Not

ist in sehr vielen, wo nicht in den meisten Fällen auf menschliche Fehler und Verfehrtheiten zurückzuführen. In der Darstellung der sogenannten Mittelstandsfreunde aber erscheint der Bedrängte und Hilfsbedürftige als der Mustermensch. Jeder Hinweis auf eignes Verschulden ihres Schüglings wird von ihnen als eine Beleidigung zurückgewiesen. Sie bedürfen dieser Entstellung, weil das Eingeständnis der Wahrheit die ganze Schwäche ihrer Beweisführung aufdecken würde. Wenn sie eignes Verschulden ihres Schüglings zugeben wollten, so wäre damit auch eingestanden, daß fremde Unterstützung unmöglich das richtige Mittel der Abhilfe sein kann, weil sie die Fehler großzieht, die man beschönigt. Wie der Sozialist das Schlagwort von dem tugendhaften Proletarier und dem verbrecherischen „Bourgeois“ zur Stütze seiner Theorien braucht, so scheidet der Agrarier die Berufsstände in ehrliche und unehrliche, und wenn seit der Erweiterung der agrarischen Bewegung zu der sogenannten Mittelstandsbewegung zugegeben wird, daß es außer dem unter allen Umständen biedern Landmann auch noch in den Städten einige ehrliche Leute giebt, so bleibt ihre Zahl doch auf einen engeren Kreis von Berufstreibenden beschränkt, die man als Hilfsgruppen der Agrarier zu brauchen glaubt. Die Behauptung, daß nur durch unlautere Mittel fortzukommen sei, soll zum Beweis für die Ungerechtigkeit der bestehenden Wirtschaftsordnung dienen.

Nun ist es ja gewiß lobenswert, auf Ehrlichkeit und Beseitigung schädlicher Auswüchse des Geschäftslebens zu dringen. Nur darf man nicht für das Geschäftsleben ein Ideal von Ehrlichkeit aufstellen, das noch nie verwirklicht worden ist und sich wahrscheinlich auch nicht verwirklichen läßt. Das ist hierbei ebenso wenig zulässig, wie etwa in der Politik. Es ist eine arge Übertreibung, wenn man so thut, als ob Treu und Glauben aus dem Geschäftsleben verschwunden wären, und als ob dies eine Eigentümlichkeit der neuzeitlichen Wirtschaftsentwicklung wäre. Das Geschäftsleben ist weder heute so verdorben, noch ist es jemals so tadellos gewesen, wie es von den Vertretern gewisser Parteianschauungen dargestellt wird. Heute wie früher ist und war Wahrheitsliebe im strengen Sinne des Worts in unserm Geschäftsleben in geringerem Maße zu finden, als von jenen verlangt wird. Es hat nie die „gute alte Zeit“ gegeben, wo jeder dem andern unbedingt glauben konnte. Und andererseits sind die Fälle, wo schon durch das Geschäftsinteresse Keellitität erfordert wird, viel zahlreicher, als man nach jener Darstellung annehmen sollte.

Der Anschauungsweise unsrer „Mittelstandsbretter“ entspricht es, den Bauern als ein Muster der Ehrlichkeit hinzustellen. Aber ich möchte den biedern Landmann sehen, der, wenn er einen Gegenstand, sei es ein Stück Vieh oder seinen ganzen Landbesitz, zu verkaufen hat, nicht zu — lügen versteht, oder, wenn das besser klingt, der nicht durch Verschweigen des Nachteiligen und Herausstreichen des Vorteilhaften dem Käufer eine höhere Vorstellung von dem Wert der angebotnen Ware beizubringen sucht, als der Wahrheit entspricht. Mir

hat einmal ein alter Landmann gesagt, er sei im Pferdehandel am meisten von Verwandten und guten Freunden betrogen worden. Nun sind zwar dem offenbaren Betrug beim Pferdehandel durch das Gesetz Schranken gezogen worden. Aber das bezieht sich doch nur auf ganz bestimmte und deutlich nachweisbare Fehler. Die Gesetze lassen sich weder hierbei noch auf andern Gebieten des Handels so scharf fassen, daß nicht der Übervorteilung ein weiter Spielraum gelassen bliebe, und hiergegen hat sich jeder selbst zu schützen. Um bei der Landwirtschaft zu bleiben: besonders in den viehzüchtenden Gegenden, u. a. in meiner Heimatsprovinz Schleswig-Holstein, gilt Geschicklichkeit im Handel, nämlich die Redekunst, die auf Täuschung berechnet ist, und wiederum die Widerstandsfähigkeit gegen solche Reizmittel als eins der Erfordernisse der Berufstüchtigkeit, und wer darin zurücksteht, wird nicht etwa als ein Tugendmuster bewundert, sondern als für seinen Beruf ungenügend befähigt angesehen.

Die Verdächtigung des Erfolgs hat andre und weniger ehrenwerte Beweggründe als sittliche Entrüstung. Es liegt hier ein dem Sozialismus verwandtes Mißtrauen gegen die Gerechtigkeit unsrer Gesellschaftsordnung zu Grunde, die Vorstellung, als ob sich die bei der Privatwirtschaft unvermeidliche Kreuzung der Interessen in Einklang auflösen lasse. Die Ungleichheit der Güterverteilung, die noch dazu stark übertrieben und als einseitig gewisse Berufsstände schädigend dargestellt wird, muß zum Vorwand dienen, um auch der berechtigtesten Wahrnehmung der eignen Interessen einen Makel anzuhängen. Diese Forderungen eines angeblichen Gerechtigkeitsgefühls gehen in Wahrheit darauf aus, einen Schutzwall für Untüchtigkeit und wirtschaftlichen Leichtsinns zu errichten. Und eigentlich ist es auch folgerichtig, daß, wenn die Ungleichheit des äußern Loses als ein Unrecht gilt, auf ihre Ursache, die Ungleichheit der menschlichen Kräfte, zurückgegangen und schon diese als ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit betrachtet wird, insofern als jede Verwertung menschlicher Kräfte im eignen Interesse notwendig eine Ungleichheit der äußern Lage schafft. Streng genommen giebt es gar kein Vorwärtstreben im wirtschaftlichen Leben, kein Anspornen der eignen Kräfte, was nicht von jenem Standpunkt aus als ein Unrecht gegen andre oder gegen die Gesamtheit gedeutet werden könnte. „Hartherzig“ ist jeder, der einen Mitbewerber aus dem Felde schlägt, denn er schmälert dessen Unterhalt oder vernichtet wohl gar seine Existenz. Und doch ist jede Ausbildung der Kräfte des Einzelnen darauf berechnet, einen Vorzug zu gewinnen vor andern, die dieselbe Ausbildung genossen haben und dieselben Anstrengungen machen. Die Wirkungen, die das Verhalten des Einzelnen im wirtschaftlichen Leben übt, sind gar nicht so genau zu berechnen, daß er in jedem Falle sein Verhalten daraufhin prüfen könnte, ob es andern Schaden oder Gewinn bringt.

Aber das Vergehen des Strebsamen in den Augen unsrer Weltverbesserer reicht weiter, sein Verhalten hat eine allgemeinere Wirkung als die Verdrängung

einzelner Mitbewerber. Er widerlegt durch sein Verhalten die Behauptung von der Jämmerlichkeit unsrer Zustände und der Notwendigkeit einer tiefgreifenden Umgestaltung. So beschränkt sich die Anfeindung nicht auf andre Berufsarten; auch der eigne Berufsgenosse wird angegriffen, wenn er programmwidrig handelt, d. h. wenn er nicht mit in die üblichen Klagen einstimmt, auf Staatshilfe keinen Anspruch macht und durch seine eigne Thätigkeit ihre Entbehrlichkeit beweist. Wie die Sozialisten allen Bemühungen auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung, durch Anleitung zur Selbsthilfe den Arbeiterstand emporzubringen, mißtrauisch und feindselig gegenüberstehen, so suchen auch die Agrarier den Wert jeder Selbstfürsorge für die Landwirtschaft herabzusetzen, und sie schlagen sogar den Wert der Staatshilfe in begrenztem Umfang, der sogenannten kleinen Mittel, gering an.

So werden hohe Tugendideale aufgestellt; man will die Menschheit zu gegenseitiger Hilfsbereitschaft erziehen, aber die bescheidenen Tugenden, die der Mensch zur richtigen Führung seiner eignen Angelegenheiten nicht entbehren kann, werden gering geschätzt und vernachlässigt. Die Unvollkommenheit des Bestehenden, die unvermeidlichen Härten des Daseins werden als ein Unrecht empfunden, das eine weise Gesetzgebung abzustellen habe. Die Verantwortung für das Thun des Einzelnen wird auf die Gesamtheit oder eine angeblich fehlerhafte Weltordnung abgeladen. Das Einschmeichelnde dieser Vorstellung liegt darin, daß sie der ohnehin bei vielen Menschen so starken Neigung, für eignes Verschulden andre Menschen oder äußere Verhältnisse verantwortlich zu machen, entgegenkommt.

Wenn hier von Schuld die Rede ist, so ist allerdings dieser Begriff in vielen Fällen in einem erweiterten Sinne zu verstehen; aber wenn er damit abgeschwächt wird, so besteht doch nicht weniger die Verpflichtung, den Ursachen der Fehler nachzuspüren und sie nach Kräften zu beseitigen. Man kann zugeben, daß die Anschauungen und Vorstellungen, die durch die Erziehung und durch die ganze Lebensweise in dem Menschen geweckt und befestigt werden, eine geistige Macht sind, der sich der Einzelne nur schwer entziehen kann. Aber früher oder später müssen auch die Völker und muß die Menschheit für alle Verirrungen büßen, deren sie sich schuldig machen. Und darum gilt es, der Entstellung, die verkehrte Neigungen begünstigt und hätschelt, entgegenzutreten. Das Hauptorgan der Mittelstandsretter, die Deutsche Tageszeitung, brachte vor einiger Zeit einen sehr hoffnungsfrohen Artikel. Es war darin die Rede von der Macht, die das Programm dieser Partei auf die Jugend übe, von einer lenzlichen, lebensfrohen Stimmung, der die Vertreter veralteter Parteianschauungen griesgrämlich abwehrend gegenüberstünden. Nun kann man gewiß nicht die Parteien im strengen Sinne des Worts in Parteien der Alten und der Jüngern in der Bevölkerung einteilen. Wohl aber müssen sich mit der Zeit die durch Änderung der Lebensgewohnheiten entstehenden Übelstände ver-

schärfen. Und wenn ein junger Mann bis zum dreißigsten Lebensjahre aus des Vaters Tasche lebt, so mag er ja leichter für die Vorstellung zugänglich sein, daß ihm nach dem Verfliegen der gewohnten Hilfsquellen ein Anspruch auf anderweitige Unterstützung zustehe.

Die Änderung der Lebensgewohnheiten, von der hier die Rede war, läßt sich kurz so bezeichnen: es wird mehr für den Genuß in der Gegenwart gelebt und weniger an Sicherung für die Zukunft, sei es der eignen Daseinsbedingungen oder der der Kinder, gedacht. Gerade bei der Landwirtschaft, die ja für ganz besonders hilfsbedürftig gilt, ist die Einwirkung dieser Änderung deutlich nachweisbar. Durch das Verlassen der frühern einfachen Lebensweise ist sowohl der Haushalt als auch die Wirtschaft des Landmanns kostspieliger geworden. Die Arbeitskraft der eignen Familienmitglieder wird nicht mehr in dem frühern Umfang in der Wirtschaft verwertet. Dadurch sind bei einem einigermaßen großen Bauernbesitz die Kosten der Wirtschaft bedeutend gestiegen. Zugleich ist eine soziale Trennung zwischen dem Landmann und seinem Gesinde eingetreten, die früher nicht vorhanden war, und durch die die Zuverlässigkeit des Gesindes und seine Anhänglichkeit an die Brotherrschaft großen Abbruch erlitten hat. Außerdem pflegte in frühern Zeiten ein Kapital zur Ausrüstung der Kinder beim Wirtschaften zurückgelegt zu werden. Dies geschah oft selbst dann, wenn ein Besitz mit Schulden übernommen wurde, die dann aber bald abgetragen wurden. Es ist zuzugeben, daß das heute meistens nicht mehr möglich ist; Schulden werden eher gehäuft als abgetragen. Aber das Ansammeln von Kapital ist auch schon versäumt worden in einer Zeit, wo es noch ganz gut möglich war. Gerade die zu einer Zeit so günstige Lage der Landwirtschaft hat zum großen Teil mit Anlaß zur Erhöhung der Lebensansprüche gegeben. Und wo das nicht geschehen ist, wo die gute Zeit zur Fürsorge für die Zukunft benutzt worden ist, da ist auch der Bauernstand widerstandsfähig geblieben. In meiner Heimat Schleswig-Holstein kann man strichweise diese Unterschiede der Lebensweise und der wirtschaftlichen Lage des Bauernstandes verfolgen, und noch dazu wohnt der einfachere und zugleich wohlhabendere Bauernstand durchweg auf dem ärmern Boden. Ja man kann oft diese Unterschiede beobachten, wenn man von dem einen Nachbarn zum andern geht. Die Fähigkeit der Erhaltung des Besitzes ist da vorhanden, wo der Wunsch, den Besitz zu erhalten, die Denkart und die Lebensgewohnheiten des Bauern beherrscht, wo der Familiensinn so stark ist, daß die Wünsche des Einzelnen dem Interesse der Familie untergeordnet werden. Für die ledigen Familienmitglieder, die auf dem Hofe bleiben, fällt des Bruders Interesse mit dem eignen zusammen. „Unser“ ist das Pferd und die Kuh und die ganze Bauernhufe. Ein niedrigerer Bildungsstand erleichtert das Festhalten dieser Gewohnheiten, nicht nur weil sich die Geschwister des Bauern aus diesem Grunde leichter daren finden, zeitlebens oder bis in ein späteres Lebensalter

in einer bescheidenen und abhängigen Stellung zu verbleiben, sondern auch weil beim Eingehen einer Ehe weniger persönliche Neigung und mehr die Rücksicht auf den Besitz entscheidet. Der alte Junggesell und die alte Jungfer auf unsern Bauernhöfen bilden einen festern Damm gegen die „Proletarisierung des Bauernstandes,“ als alles Geschrei der Agrarier aufzurichten vermöchte. Sie schaffen getreulich im Schweiße ihres Angesichts und halten dadurch von dem Bauernstande alle Schwierigkeiten der Arbeiterfrage fern. Sie warten, wenn sich nicht ein gutgestellter Bauer das Mädchen in den jüngern Jahren heimholt, oder dem jungen Mann das „Einfreien“ in einen Bauernhof gelingt, das als die Aufgabe der jüngern Bauernsöhne bezeichnet wird, geduldig ab, bis irgendwo ein Ehemann oder eine Ehefrau ins Jenseits abberufen und dadurch ein Platz frei wird. Andererseits hält es auch der Bauernsohn dieses Schlages nicht für entwürdigend, sich als Arbeiter und vielleicht Besitzer eines kleinen Anwesens ein Heim zu gründen.

Wie ganz anders ist das Bild, das der an Bildung und Lebensansprüchen fortgeschrittene Stand der Grundbesitzer darbietet! Die kostspieligere Lebenshaltung, namentlich die Erziehung der Kinder, die oft noch nach der Schulzeit eine weitere Ausbildung genießen, verschlingt das ganze Einkommen des Vaters und oft noch mehr dazu. Sind mehrere Söhne da, so wird vielleicht ein Sohn für einen andern Beruf ausgebildet, während außer dem Hoferberben noch ein Sohn mehr in der Landwirtschaft sein Fortkommen sucht. Der Wunsch des Letztern geht dahin, einen Landbesitz von ungefähr der Größe des väterlichen zu kaufen oder zu pachten. Er hat sich zur Frau ein Mädchen erwählt, das zu denselben Ansprüchen erzogen, aber mit keinem oder ungenügendem Kapital ausgerüstet ist. Der Vater muß die Bürgschaft übernehmen, um das Unternehmen zu ermöglichen, und wenn dieses nach einigen Jahren scheitert, so ist das Vermögen der Familie so stark vermindert, daß auf die Dauer auch die Festhaltung der ererbten Hufe, die ebenfalls nur mit starker Schuldenlast von dem Hoferberben übernommen werden konnte, nicht möglich ist.

Ich schildere hier Verhältnisse, die ich aus eigener langjähriger Erfahrung kenne, Vorgänge, die sich, ob genau in derselben oder in etwas andrer Form, unzählige mal abspielen. Ich will die Gewohnheiten jenes einfachen Bauernstandes, die die Bevorzugung eines einzelnen Kindes in sich schließen, nicht empfehlen, und ich glaube, daß es sehr verkehrt wäre, sie durch Gesetz erzwingen zu wollen da, wo sie nicht den Überlieferungen und der Denkweise des Bauernstandes entsprechen. Aber eins oder das andre. Wenn das Rechtsbewußtsein der Kinder des Landmanns eine gleichmäßige Teilung des Vermögens fordert, so ist in sehr vielen Fällen die Möglichkeit der Eheschließung nur unter der Bedingung gegeben, daß sich das Herabsinken auf eine tiefere gesellschaftliche Stufe damit verbindet. Daß dies bei der heutigen Erziehungsweise verschmährt wird, ist begreiflich, aber man braucht dann auch nicht zu

fragen, woher die bedrängte Lage und die wirtschaftliche Unzufriedenheit so vieler Angehörigen des Bauernstandes kommt. Wenn den Bauernfamilien die vermögnerhaltende Kraft abhanden gekommen ist, von der vermögensammelnden Kraft gar nicht zu reden, so giebt es kein Mittel äußerer Unterstützung, das diesem Mangel abhelfen könnte. Die Staatshilfe, selbst wenn sie wirksam wäre, bedeutet doch gegenüber den durch das Anwachsen der Bauernfamilien sich ergebenden Bedürfnissen nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.

Von dem Standpunkt aus, daß allen Menschen ein möglichst hohes Glück auf Staatskosten verschafft werden sollte, könnte ebensogut die Forderung eines allgemeinen Rechts auf Eheschließung gestellt werden, als die eines Rechts auf persönliches Wohlbefinden. Denn der Wunsch, ein eignes Heim zu gründen und sich an ein Wesen des andern Geschlechts anzuschließen, ist in den meisten Menschen ebenso lebhaft wie das Verlangen nach persönlichem Wohlbefinden. Auch scheinen die fortgeschrittensten unter unsern Menschheitsbeglückern kein Bedenken zu tragen, aus dem in ihrer Phantasie vorhandnen reichen Schatz dieses Recht ebenso leichtherzig zu bewilligen, wie die andern von ihnen in Aussicht gestellten Wohlthaten. Eine nüchterne Betrachtung freilich lehrt, daß gerade in diesem Punkte die harte Wirklichkeit jenen wohlgemeinten Plänen die größten Schwierigkeiten entgegenstellt. Thatsächlich wird heute von sehr vielen unter den Gebildeten wegen Unzulänglichkeit des Einkommens für den Unterhalt einer Familie auf eheliches Glück verzichtet, und es ist unvermeidlich, daß mit dem Wachsen der Lebensansprüche auch die Eheschließung erschwert wird. Als weiterer erschwerender Umstand kommt hinzu, daß bei der Geistesart des Gebildeten schwerer der Entschluß zum Eingehen der Ehe gefaßt wird, schwerer gegenseitige Neigung Mann und Weib verbindet.

Hier soll auf die Bevölkerungsfrage nicht eingegangen werden. Aber es kann nicht gut bestritten werden, daß unter gleichen Daseinsbedingungen eine Familie mit einfachen Lebensansprüchen leichter ihr Fortkommen findet und sich zufrieden fühlt als eine solche, die höhere Ansprüche stellt. Werden diese Ansprüche erhoben, so ist es die Aufgabe der Betreffenden selbst, für ihre Befriedigung zu sorgen. Ähnliche Heiratsgewohnheiten und Anschauungen über das Heiraten, wie die geschilderten des einfachen Bauernstandes, finden wir auch bei Geld- und Blutsaristokraten. Ob sie lobenswert sind, darum handelt es sich hier nicht, sondern darum, ob es berechtigt ist, das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit in dem Menschen zu schwächen. Bei den Gebildeten pflegt dieses Bewußtsein in höherm Grade vorhanden zu sein als bei den niedern Volksklassen. Die Begriffe von dem, was zum Unterhalt einer Familie nötig sei, sind beim Eingehen der Ehe thatsächlich bestimmend und wirken vielfach als ein Abhaltungsgrund. Wenn dies Hemmnis des Glückseligkeitsideals als ein Unrecht betrachtet wird, nun so ist es ein Unrecht, das sich der Ein-

zelle freiwillig zufügt, indem er erwägt, ob die Entbehrungen, die er sich auferlegen muß, durch das von ihm erstrebte Glück aufgewogen werden. Für den Proletarier sind die Bedenken des Gebildeten nicht vorhanden, und den Leichtsinn des Proletariers in die Reihen der Gebildeten zu tragen, das ist die Wirkung der Versprechungen unsrer Weltverbesserer, wenn sie Gehör finden.

Die Aufgabe der Vermögenserhaltung ist für den städtischen Mittelstand ebenso schwer wie für den Bauernstand. Wären wirklich andre Berufsarten soviel lohnender als die Landwirtschaft, so würde doch in der Berufswahl ein Ausgleich liegen; der Landmann würde seine Söhne einträglicheren Berufsarten zuführen können. Es ist aber bekannt, mit welchen Schwierigkeiten auch jeder städtische Erwerbszweig zu kämpfen hat. Und ein ähnliches Mißverhältnis zwischen der Lebensweise und dem Einkommen wie beim Bauernstande finden wir auch hier. Die Lebensweise wird häufig nicht dem Einkommen angepaßt, sondern das Festhalten der gewohnten Lebensweise wird als eine Notwendigkeit betrachtet, wenn auch das Einkommen dazu nicht reichen sollte. Auf diese Art wird manches bei der einfachen Lebensweise der Väter erworbne Vermögen langsam verzehrt.

Wir finden überall, daß das eigne Verhalten des Einzelnen, das bestimmt ist durch seine ganze Geistesart, durch seine Anschauungen und Gewohnheiten, unendlich viel wirksamer ist für die Gestaltung seines Schicksals als jede äußere Hilfe. Wie wir dem Besitzlosen nicht zu den Gütern, die heute für ihn begehrt werden, zu wirtschaftlicher Selbständigkeit und gutem Auskommen, verhelfen können, ohne daß wir das Verständnis für den Wert dieser Güter in ihm wecken und ihm dadurch auch bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit zu ihrer Erzwingung geben, so ist es auch die eigne Wertschätzung des Besitzes, das zähe Festhalten daran, das die Lebensgewohnheiten in den Dienst eines einzigen Wunsches zwingt, was eine Gewähr für die Erhaltung des Besitzes giebt. Nicht durch hochtönende Phrasen von Menschenliebe wird die Aufgabe der Erhaltung des Mittelstandes gelöst, sondern durch nüchtern verständigen Sinn, der das eigne Interesse wahrnimmt. Der Instinkt des schlichten Bauern, der ihn der Versuchung zu einer Änderung seiner Gewohnheiten und Steigerung seiner Genüsse widerstehen läßt, findet diesen Weg sicherer, als ihn unsre Weltverbesserer zeigen könnten. Ich will nicht als Lobredner der „guten alten Zeit“ auftreten, denn ich glaube, daß auch unter neuzeitlichen Verhältnissen ohne Zurückschrauben des Zeitrades, was unmöglich ist, jenes Mißverhältnis beseitigt werden kann und — muß, wenn unserm Volke die zu seinem Bestehen nötige Kraft nicht verloren gehen soll.

Erhöhung der Lebensansprüche ist nicht unter allen Umständen vom Übel, sondern kann wohlthätig wirken. Die Zufriedenheit, die sich mit elenden Daseinsbedingungen begnügt, ist der Feind des Kulturfortschritts, und vielleicht ist in einer Erhöhung der Kulturbedürfnisse das einzige wirksame Gegengewicht zu

finden gegen das Unterbieten auf dem Arbeitsmarkt durch niedrige Lebensansprüche. Aber für die „Not“ des Mittelstandes ist auf diesem Wege keine Abhilfe zu finden. Erhöhung der persönlichen Fähigkeiten bietet keine Aussicht zur Besserung auf Arbeitsgebieten, wo das Durchschnittsmaß der Fähigkeiten die Möglichkeit ihrer Verwendung weit übersteigt. Je mehr sich die Bildung verallgemeinert, desto mehr hört sie auf ein Vorzug zu sein, durch den ihr Besitzer zugleich die Möglichkeit besserer Verwertung seiner Arbeitskraft gewinnt. Darum erschöpft sich die Pflicht der Selbstfürsorge nicht in Erhöhung der Leistungsfähigkeit, sondern es muß eine von den Einzelnen an sich geübte Selbstzucht hinzutreten, die in der Beschränkung auf das Erreichbare und der Zufriedenheit damit besteht. Der Wert der Bildung sollte mehr in dem innern Vorzug, den durch sie der Mensch gewinnt, gesucht werden, als in äußerer Lebensstellung. So würde der Weg zum sozialen Ausgleich gefunden, so auch am besten der Gefahr des Altwerdens und Welkens begegnet, der andre Völker zum Opfer fielen, wenn sie, nachdem sie eine gewisse Stufe der Kultur erreicht hatten, ihre tüchtigen Eigenschaften verloren. Auf die Landwirtschaft angewandt, bedeutet die Mahnung zur Einfachheit, daß das Vaterland noch Raum hat für Tausende von fleißigen Händen, wenn die unzweckmäßige Besitzverteilung einiger ländlichen Gegenden einer zweckmäßigeren Platz macht.

Kurz: bei den Klagen über schlechte Lage und dem Streben nach Besserung wird den äußern Verhältnissen zu große Bedeutung beigelegt und zu wenig beachtet, wieviel der Mensch selbst durch sein Verhalten zur Gestaltung dieser Verhältnisse beiträgt. Der Hauptsache nach bleibt der Mensch immer auf seine eignen Kräfte angewiesen; sie haben das wertvollste zur Gestaltung seines Loses beizutragen. Darum darf die Wirkung, die das Wohlwollen für andre im besten Falle üben kann, nicht überschätzt werden. Diese Wirkung ist beschränkt, wo das Wohlwollen von einzelnen, beschränkt auch, wo es vom Staate geübt wird. Das Bemühen, eine noch weitere Ausdehnung des Wohlwollens zu erlangen, hat die Selbstsucht nicht, wie beabsichtigt war, gedämpft, sondern bestärkt. Die Thatsache ist nicht wegzuschaffen, daß der Raum im lieben Vaterlande enger geworden ist. Das Drängen und Stoßen, das den Teilnehmern am Erwerbekampf Unbehagen verursacht, ist von den neuzeitlichen Verhältnissen unzertrennlich, ist die notwendige Folge davon, daß das Aufwärtstreben immer allgemeiner geworden ist. Wenn dieser Kampf in gewissem Maße eine Erhöhung der menschlichen Fähigkeiten bewirkt, so ist doch die Möglichkeit des auf diesem Wege für die Gesamtheit erreichbaren viel enger begrenzt, als sich im Durchschnitt die menschlichen Wünsche erstrecken. Es läßt sich keine Wirtschaftsordnung erfinden, die diesen Wünschen gerecht würde, die ein allgemeines Recht auf Wohlergehen verwirklichte. Solchen Träumen ist die nüchternere Erkenntnis entgegenzustellen, daß das Verlangen, die mensch-

liche Glückseligkeit zu erhöhen und einer möglichst großen Zahl alle Wohlthaten der Kultur zugänglich zu machen, immer gebunden ist an die materiellen Bedingungen des menschlichen Daseins.



Was verlangen wir von einem bürgerlichen Gesetzbuch?

Ein Wort an den Reichstag

Von Adolf Lobe (in Leipzig)

(Schluß)

4. Der Inhalt der Gesetzgebung



Die Gesetze sind der Menschen wegen, nicht die Menschen der Gesetze wegen da, sagt Portalis in seiner schon erwähnten Einleitungsrede zum Code civil. Das ist freilich eine selbstverständliche Wahrheit. Und doch liegt gerade bei umfassenden Kodifikationen die Versuchung nahe, sie außer acht zu lassen. Denn hier wird leicht die strenge Durchführung der Rechtsgedanken vor allem ins Auge gefaßt. Wie sich aber das Leben nicht als ein Rechenexempel abspielt, so darf auch der Gesetzgeber die Lebensverhältnisse nicht blind schematisiren und alles nach den Gesetzen der Logik regeln wollen. Die Konsequenz eines Rechtsfaktes darf nicht weiter durchgeführt werden, als es das Lebensbedürfnis erheischt. *Summum ius summa iniuria*. Das Ziel, das der Gesetzgeber bei jeder seiner Vorschriften verfolgen muß, bleibt einzig und allein die Zweckmäßigkeit. Nur ein zweckmäßiges Gesetz ist ein gerechtes Gesetz.

Ob eine Gesetzesvorschrift aber zweckmäßig, also gerecht sei oder nicht, kann nicht nach einem allgemeinen Billigkeitsgefühl entschieden werden. Das wäre die Art von Dilettanten der Gesetzgebung. Diese Frage bedarf vielmehr einer eingehenden Prüfung an der Hand der Erfahrung über die Wirkungen, die ähnliche und entgegengesetzte Vorschriften auf das wirtschaftliche und sittliche Leben eines ganzen Volks ausgeübt haben, sie kann nur beantwortet werden von der Kenntnis der gesamten gegenwärtigen wirtschaftlichen und sittlichen Zustände eines Volks aus. Zweckmäßig ist aber eine einzelne Gesetzesvorschrift, wenn sie dem Zweck entspricht, den das ganze Gesetz verfolgt. Es ist daher nötig, sich die Bedeutung und Aufgabe des Zivilrechts für ein Volk über-